Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 6

Artikel: Das erste Honorar

Autor: Slavin, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635387

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ben und Pfützen, im Gras, im Straßenstaub trieb es sein zwischen Krieg und Frieden rasch wechselndes Gewerbe.

Matthias' Einstand geschah mit Hilfe etlicher „Fünfer", welche die Mutter freigebig verteilte, wobei sie die Buben ermahnte, doch ja recht säuberlich mit ihrem Söhnchen umzugehen. Er trug noch das braune Aelplergewand, nur die neuen Schuhe sowie ein Filzhut mit Pfauenfeder verliehen ihm städtischen Glanz. Doch seine Zaghaftigkeit stimmte damit nicht überein, und die erkauften Gespielen waren sich bald einig, den Tolpatsch nach Noten zu schröpfen. In weniger als einer Stunde hatte das freche Gesindel ihm mit ungeahnten Listen und Fingerfertigkeiten alles abgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, und der Verwegenste unter den jungen Banditen riß ihm zuletzt gar das prächtige Pfauenauge vom Hut, ohne sich um das Geheul des Beraubten zu kümmern. Diesem half es wenig, daß er mit seinem starken Vetter Konrad drohte; den konnte er fernerhin nicht mehr zu Hilfe rufen, wenn er in Bedrängnis geriet. Schon kam es Matthias ganz eigen vor, wie wenig das Leben da unten den Erwartungen entsprach, die ihn auf dem Berg so hoch und heilig erfüllt hatten.

Was sollte er nun beginnen? Am liebsten wäre er wohl zum Hafen hinuntergewandert, wo die Dampfschiffe ankamen. Da gab es in einer Stunde mehr zu sehen als daheim zwischen Morgen und Abend. Allein dazu hätte er die inständige Bitte der Mutter, nicht ohne sie ans Wasser zu gehen, leichtfertig in den Wind schlagen müssen. So blieben ihm für die langen Zwischenzeiten nur geringe Zerstreuungen: der Ausblick vom Fenster, einige Bücher, der Malkasten und eine alte, schnupfende Logisfrau, die er verabscheute. Da das große Mietshaus am Ende der Stadt, zu Füßen des Roßbühls lag, konnte er wenigstens über die Dächer hinwegsehen, sogar die Höhe von Guggisau ausfindig machen. Nur der Gupf blieb seinen Blicken verborgen, worüber er schier traurig war. Halb unbewußt sehnte er sich nach seinen Quälgeistern zurück. Konrad, Marie, Frida gingen jetzt alle Tage in die Erdbeeren, ausgerüstet mit üppigen Schnitten Zimtbutterbrot und einem dickbäuchigen Mostkrug. Das war für die dort oben die schönste Zeit des Jahres. Konrad kannte stundenweit auf und nieder alle ergiebigen Sammelplätze, und selten kamen sie heim, ohne den Achtpfundkorb bis an den Rand gefüllt zu haben. Die Ernte trug der Große dann in den Gasthof „Zu den sieben Kurfürsten", wo er damit nicht nur hochwillkommen war, sondern auch einen rechtschaffenen Tagelohn erzielte. Da konnte sogar die Basgotte lachen, staunen und Lob austeilen. Nein, denen fehlte nichts, dort oben ging es jetzt ordentlich hoch her. Immer wieder mußte Matthias daran denken, wie die Basgotte weinte und wetterte, als der Vettergötti mit ihm den Gupf verließ. Außer Konrad, der aus Zorn vorher dem Loch zu lief, hatten beim Abschied alle nasse Backen bekommen. Die kleine Frida fragte unverstellt, weitsichtig: „Gelt, Vater, er muß bald wieder zu uns und die Base Gritte auch!" Denn sie bangte, der Matthias möchte es unten viel zu gut haben und die Sonntagsbescherung künftig ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Honorar.

Eine Faschings-Erzählung von J. Slavin, übersetzt von O. F.

Die Kartenpartie war beendet. Im schönen, geräumigen Studierzimmer des Rechtsanwalts Z. unterhielten sich, in Erwartung des Abendessens, die geladenen Freunde des Gastgebers, — alle Juristen und alle nicht mehr ganz jung. Das Gespräch wurde lebhaft, man erinnerte sich allerlei Episoden aus mitgemachten Gerichtsverhandlungen, — nach 20jähriger Praxis wußte ein jeder genug zu erzählen.

Es kam die Rede darauf, wie, wann und wieviel — als Erstlingshonorar eingenommen wurde; in fließender, hinreißender Form, wie das von Advokaten zu erwarten war, brachten alle irgend eine spaßhafte Geschichte zum besten, für die das Sprichwort Geltung finden konnte: „Si non é vero, é ben trovato". Als einziger verharrte im Schweigen Peter Nikolajewitsch K., in irgend einem Album blätternd,

„Nun — wie war es denn bei Ihnen?" fragte der Gastgeber scherzend, „sollte es in Ihrer Praxis kein „erstes" Honorar gegeben haben und haben Sie Ihre Laufbahn stracks mit dem zweiten begonnen?"

„Ganz recht", entgegnete K. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, denn mein „erstes" erhielt ich — lange bevor ich Rechtsanwalt wurde."

„Wie das ...? Interessant ...! Erzählen!" klang es von allen Seiten. Peter Nikolajewitsch legte das Album beiseite, zündete eine Zigarette an und begann:

„Folgendes ereignete sich, als ich noch im dritten Semester meines Universitätsstudiums stand. Ich konnte sorgenlos leben, da mein Monatswechsel reichlich bemessen war, und auch öfteren Besuch von Theater, Konzerten und anderen Unterhaltungen mir gestatten. Es rückte der Fasching heran und ich begab mich zum großen Maskenball, der alljährlich im Opernhaus veranstaltet wird und als schönster und feinster Tanzanlaß der Stadt gilt. Als ich bewundernd vor der Riesenfontaine stillstand, die auf der Szene, prächtig in allen Farben leuchtend, spielte — berührte eine weibliche Maske mich mit ihrem Fächer und fragte:

„Wovon träumst du, mein Junge, — komm lieber tanzen." Selbstverständlich folgte ich dieser Aufforderung; die Dame kam mir ganz interessant vor: sie trug ein glattes, elegantes Seiden-Domino von schwarzer Farbe, das um die Hüften mit breitem, blauem Band zusammengefaßt war, — die Enden fielen seitwärts ab, zu einer eigenartigen Schleife verknotet, — das Köpfchen war von einer kostbaren, schwarzen Spitze bedeckt. Alles — Gestalt, Stimme und die unter der Maske mich kokett anblitzenden Augen ließen vermuten, daß die Dame jung und schön sein müsse, auch war sie nicht dumm, verstand es, die Unterhaltung ungezwungen und geistreich zu führen. Sie wollte wissen, wer ich sei, — da kein Grund vorhanden war, solches zu verschweigen, nannte ich meinen Namen und sagte, daß ich Jurist bin. Umgekehrt gelang mir nicht zu erfahren, wer sie — meine schöne Maske war; — sie heiße Lisa und ich dürfe sie bei diesem Kosenamen rufen, war ihre Antwort. Ich verbrachte mit Lisa einen anregenden Abend, zu dessen Schluß plötzlich, auf mir unerklärliche Art, sie verschwand: — im dichten Gedränge kam sie mir aus den Augen; ich rannte durch alle Säle des Theaters, suchte in allen Richtungen, aber vergebens, — Lisa mit der blauen Schleife war nirgends zu finden! Hatte sie den Ball verlassen, oder vielleicht die Schleife entfernt, sodaß ich sie nicht mehr unter den zahlreichen anderen schwarzseidenen Dominos zu erkennen vermochte?

Nach dem Fasching kam und verging das Osterfest, dann zog der Frühling ins Land. An einem warmen Abend saß ich auf einer Gartenbank im Stadtpark und sah eine zierliche Blondine auf mich zukommen, die lächelnd mich

mit den Worten begrüßte: „Guten Tag, Herr Jurist! Es schickt sich wohl nicht, daß ich einen Herrn so überfalle, doch bin ich froh, Sie zu treffen, habe gerade einen Juristen sehr nötig und kenne hier niemanden, dem ich Vertrauen schenken könnte.“ Während ich Unverständliches stotterte, fuhr sie fort: „Was? Sie kennen Lisa mit der blauen Schleife nicht mehr? Also — wollen Sie mir einen Rat geben? Mir helfen?“ Bei dieser Frage fühlte ich keinen gelinden Stolz in mir aufsteigen: die Schöne schien mich ja für einen Rechtsanwalt zu halten, während ich noch recht viel von den wissenschaftlichen Quellen zu schlucken hatte, doch — dieses brauchte meine Klientin ja nicht zu wissen. Ich kann mich heute nicht mehr der Einzelheiten erinnern, — es hat sich um einen Streit Lisas mit ihrer Zimmervermieterin gehandelt ... Mir fiel der Ausspruch Jules Favres ein: „Der Rechtsbeistand hat sich zu betrachten als Kämpfer für das individuelle Recht, als Zuflucht der Verfolgten, als Tröster der Unglücklichen ...“ nun — ich wähnte mich schon als Wächter über die menschlichen Rechte.

Am selben Abend noch durchstöberte ich meine sämtlichen juristischen Bücher, studierte eifrig im „Römischen Recht“, um mehrere passend erscheinende Zitate auszuziehen; als Produkt der vielen Mühen entstand der Text einer Eingabe, die nicht nur durch Hinweise auf einige Senats-Urteile gestützt, nein, — sogar mit lateinischen Zitaten ausgeschmückt war. Ich war derart erfüllt von dem Ernst meiner Aufgabe, daß Lisas Besuch, den sie mir in höchst eigener Person am nächsten Tag abstattete, keinerlei Empfindungen aufkommen ließ, als solche — professioneller Natur. Vor mir erblickte ich nur einen Menschen, der in seinem Recht benachteiligt, meiner Verteidigung bedurfte, dieser Umstand machte meine Augen blind gegenüber dem sich ihnen bietenden Anblick überaus lieblicher Weiblichkeit. Jetzt der letzteren zu achten — war undenkbar, einer Schändung gleich von etwas Geheiligtem!

Mit wichtiger, ernster Stimme las ich die vorbereitete Eingabe; bei den lateinischen Sprüchen blickten Lisas Augensterne mich angstvoll an und sie fragte: „Ist hier nichst Schlimmes dabei? Werde ich dafür nicht zur Verantwortung gezogen?“ Ich beruhigte sie ... Zur gegebenen Zeit wurde sie vor den Richter zitiert, zuvor erhielt sie noch Ratschläge von mir, wie sich dort zu verhalten. Am Abend dieses Tages kam Lisa zu mir triumphierend, freudig, erregt: der Richter hatte ihr das Recht zugesprochen, die Zimmervermieterin mußte auch für die Gerichtskosten aufkommen. „Ich bin so froh und zufrieden, wie ich es Ihnen gar nicht sagen kann! Als der Richter die mir unverständlichen Worte las, hat er gelacht und gefragt: wer mir das Gesuch gedeichselt hätte? Ich antwortete stolz: Ein Jurist! Ach! Wie könnte ich Ihnen nur danken!“

Die Heiterkeit von seiten des Richters ließ allerdings ein Empfinden des Gekränktseins in mir aufsteigen, dann aber fühlte auch ich mich froh und stolz über den guten Ausgang. Ich bat Lisa zu bleiben, wir tranken Tee, scherzten und lachten zusammen. Ich erfuhr, daß sie im Theaterchor mitwirke und in der Freizeit mit Näharbeit verdiene. Es war spät geworden; sie erhob sich und wollte Abschied nehmen. Es fiel mir ein — nachdem die benachteiligten Rechte des Menschen inzwischen wieder in Ordnung gekommen waren, daß nun dem nichts mehr im Wege stehe, davon gebührende Notiz zu nehmen, welch ein allerliebstes Mädel diese Lisa war. Ich fragte: „Ist Ihnen auch bewußt, daß wir Juristen für die Führung des Prozesses ein Honorar beanspruchen und kein geringes?“ Lisa tat verlegen: „Mein Gott!“ stammelte sie, „ich bin ein armes Mädchen, wie könnte ich für Ihre große Arbeit zahlen? Wissen Sie was, Peter Nikolajewitsch, aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, — als Honorar will ich Ihnen einen Kuß geben ...“

Meine Entscheidung, mit dieser Art Honorar zufrieden zu sein, — wird Lisa wohl in meinen Augen gelesen haben, denn — ehe ich noch das Einverständnis in Worte zu kleiden vermochte, schlug sie mir ihre Arme um den Hals und drückte mir einen ordentlichen, süßen Kuß auf den Mund .....

Vergeßt nicht, meine Freunde, ich zählte damals erst zwanzig Lenze, wir waren allein, nur zum Fenster hinein gesellte sich uns die helle, lauwarme Frühlingsnacht ....

So beschaffen war mein erstes Honorar ....“

Fasching.

Von Ernst Kurt Baer.

Durch die kalte Winternacht
Geht ein heimlich Raunen;
Toller Flirt und bunte Pracht
Schmeicheln Eros Launen.
Lichterglanz!
Spiel und Tanz!
Dunkle Augen blitzen.
Junges Blut,
Heiße Glut,
Lärm und Bockbiermützen.

Hier ein Flüstern, dort ein Scherz,
Dort ein süßes Girren.
Drüben ein geknicktes Herz
In des Trubels Wirren.
Ueberall
Karneval!
Pierrot und Pierrette
Atmen heiß,
Jubeln leis',
Tollen um die Wette.

Demaskierung! — Nun gib acht!
— Wer ist deine Schöne? —
Horch! Ihr Plappermäulchen lacht
Silberhelle Töne.
Voller Neid
Flieht die Zeit.
Ach! — Schon heißt es scheiden!
Draußen Schnee,
Liebesweh,
Lachen, Lieben, Leiden!

„Wir begegnen uns im Aether!“

Die Schweizer Radiokameraden.

Von Herbert Rosen.

„Wir sind die Schweizer Radiokameraden,
Verbunden durch der Treue und der Freundschaft Band.
Wir begegnen uns im Weltenäther,
Reichen auf der Schweizerwelle uns die Hand.“

Das ist der Leitspruch der Schweizer Radiokameraden aus ihrem Marschlied, der eigentlich bereits alles enthält, was diese jungen Menschen sind und wollen: Kameraden sein, um eine wahre und reine Freundschaft mit Gleichgesinnten zu pflegen, die sich durch die Schweizer Radiowelle gefunden haben und zusammengehalten werden.

Zum ersten Male dürfte sich wohl hier die große Bedeutung der Radiowelle offenbaren, die imstande ist, über Städte, Berge und Täler hinweg eine Gemeinschaft zu-